Das Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen

AusBlick 2017

Bildungsstandort Essen:
Viele Chancen für junge Hörgeschädigte

„Ich wollte aus Liebe heiraten“:
Zahra Mansuri erzählt ihre Fluchtgeschichte

Psychosoziale Prozessbegleitung:
Neues Betreuungsprogramm hilft Opfern

„Gute Arbeit – Gute Pflege“:
Initiative wirbt um Nachwuchskräfte

Selbstbestimmt wohnen und leben:
Johannes-Böttcher-Haus setzt neue Maßstäbe

Zusammen*Leben* gestalten

Diakoniewerk Essen

Impressum
Herausgegeben vom Diakoniewerk Essen
Bergerhauser Straße 17, 45136 Essen
Telefon 0201 · 26 64 0, Telefax 0201 · 26 64 199
info@diakoniewerk-essen.de
www.diakoniewerk-essen.de
Redaktion:
Julia Fiedler, Bernhard Munzel
Grafik Design: Q3 design, Dortmund, www.Q3design.de
Druck: Brochmann GmbH, Essen
Essen, Mai 2017

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?
Über Ihre Spende erhalten Sie selbstverständlich
eine Spendenquittung.
Unser Spendenkonto:
Sparkasse Essen
IBAN DE34 3605 0105 0000 2179 19
BIC SPESDE3EXXX
Vielen Dank!

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender des Diakoniewerks Essen

„Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe,
der da von der Erde bis an den Himmel reicht."
(Martin Luther, 1522)

Liebe Interessierte an der Arbeit des Diakoniewerks Essen,
im Jahr des Reformationsjubiläums werden gedanklich große Linien von damals nach heute gezogen. Oder es werden die Abgründe zwischen der Welt vor 500 Jahren und der Gegenwart aufgezeigt. Bei den Hauptakteuren der reformatorischen Bewegung lassen sich wegweisende Grundlegungen für den Protestantismus finden, aber auch Zitate, denen aus heutiger Sicht nur widersprochen werden kann. Die Reformatoren erreichten Veränderungen, an die sie nie zu denken gewagt hatten. In der Wirkungsgeschichte des Protestantismus finden sich ebenso Entwicklungen, die – ohne dass sie beabsichtigt waren – die Gesellschaft im Positiven wie Negativen stark beeinflussten. Es entstanden entscheidende Anstöße für die offene, soziale und plurale Gesellschaft in unserem demokratischen Rechtsstaat.
Ich will einige Brücken schlagen von den Anfängen der Reformation zur Arbeit der Diakonie heute. Es ist für die Diakonie entscheidend, immer wieder ihrer Wurzeln zu gedenken, auch wenn es keine ungebrochene Kontinuität zur Zeit des Aufbruchs vor 500 Jahren gibt. *„Gott ist ein glühender Backofen voller Liebe, der da von der Erde bis an den Himmel reicht"* (1522). Diese sprachgewaltige Erkenntnis Martin Luthers ist eine der Grundlagen, die bis in die Gegenwart ihre Wirkung in Kirche und Diakonie entfalten. So unterschiedlich die Schlussfolgerungen über die Jahrhunderte ausgesehen haben, es waren immer neue Versuche, sich von der glühenden Liebe Gottes anstecken zu lassen und etwas davon im Alltag auszustrahlen. So wie christlicher Glaube nie ohne Nächstenliebe ist, so gibt es Kirche nie ohne Diakonie.
Wie das Evangelium als Hilfe zum Leben für Menschen konkret wird, können Sie am Neubau des Johannes-Böttcher-Hauses erkennen (Seiten 4 bis 11). Die vorgestellte Konzeption bringt Veränderungen für die Bewohnerinnen und Bewohner, aber auch für die Mitarbeitenden mit sich. Das Neue, das gemeinsam entwickelt wurde, ist gewollt, weil es ein selbstbestimmteres Leben für Menschen mit Handicaps ermöglicht. Wer bei Martin Luther nach Äußerungen über Menschen mit Behinderungen sucht, merkt, wie sehr er Kind seiner Zeit war. Sie sind schwer erträglich und doch gibt es Ansätze für ein modernes Verständnis einer inklusiven Gesellschaft. Die „Freiheit eines Christenmenschen", die er neu ins Zentrum des Glaubens gerückt hat, führt zu einer hohen Wertschätzung jedes Menschen. Jede und jeder soll nicht ein Objekt, an dem gehandelt wird, sondern ein religiöses Subjekt werden. Es hat lange gedauert – auch im Bereich von Kirche und Diakonie – bis dieser Impuls für den gesamtem Lebensalltag von Menschen mit Behinderung tatsächlich durchdekliniert wurde.
In protestantische Gene ist von Anfang an die Reformbereitschaft eingeschrieben. Veränderungen um der Sache willen zählen zu unseren Grundüberzeugungen. Klassisch ist das auf Latein zum Sprichwort geworden: *„Ecclesia semper reformanda"*. Also: die reformatorische Kirche ist eine immer neu zu reformierende. Dabei wird die Verantwortung jedes Einzelnen herausgestellt, jeweils an seinem Platz. Es ist klar, dass der Erfolg allen Tuns nicht allein in der eigenen Hand liegt – und doch das eigene Handeln zählt. Was das im Kleinen heißen kann?

Das Diakoniewerk übernimmt eine neue Aufgabe, die Menschen in schweren Lebenssituationen unterstützt. Die Psychosoziale Prozessbegleitung (Seiten 22 bis 23) steht Opfern einer schweren Straftat während des Strafverfahrens hilfreich zur Seite. Sie wurde in NRW Anfang des Jahres eingeführt, unter anderem in Essen.
Es kann aber auch Bestehendes weiterentwickelt werden: Aus dem Fritz-von-Waldthausen-Internat und dem Jugendhilfezentrum Warthestraße ist das Fritz-von-Waldthausen-Zentrum geworden. Beim Lesen der Seiten 12 bis 17 erfahren Sie, wie heute Wohnen, Lernen und Leben für gehörlose und schwerhörige Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene aussehen.
Die Konfessionalisierung Europas im 16. Jahrhundert führte dazu, dass viele Christen wegen ihres Glaubens aus ihrer Heimat flohen oder vertrieben wurden. Auch im Rheinland entstanden reformierte Flüchtlingsgemeinden. Sie umfassten meist mehrere Hundert Mitglieder und waren untereinander und mit dem Untergrundprotestantismus in der Heimat vernetzt. Ihre Geschichte könnte unterschiedlicher nicht sein. Sie reichte von der – auch wirtschaftlich erfolgreichen – Integration über offene Konflikte mit anderskonfessionellen Mehrheiten, die um ihren Einfluss fürchteten, bis hin zur Vertreibung. Bloße Opfer waren die Flüchtlinge selten, gerade weil ihnen ihr Glaube in der Fremde Kraft gab. Wie es Menschen ergangen ist, die nach Essen geflohen sind, zeigen die Seiten 18 bis 21. Natürlich kommen auch ehrenamtlich Mitarbeitende zu Wort, ohne deren Einsatz die riesigen Herausforderungen nicht zu meistern sind.
„Wenn ein jeder seinem Nächsten diente, dann wäre die ganze Welt voll Gottesdienst", spitzte Luther 1532 pointiert zu. Die Arbeit bekam bei ihm eine neue Wertung. Nicht in der Sonderwelt des Klosters, sondern mitten im Alltag dienen Menschen mit ihrer Arbeit Gott und dem Nächsten. Im weltlichen Beruf bewährt sich der Glaube. Gottesdienst und Gebet sind und bleiben wichtig. Aber Pflegen, Erziehen, Beraten, Mahlzeiten verteilen, Heilen, Begleiten, Rechnen, Managen sind Gottesdienst in der Welt. Denn sie können zu einem Dienst Gottes an den Menschen werden. Die sozialen Berufe bieten ein weites Feld, in dem Menschen ihre jeweiligen Talente für sich und andere einbringen und entwickeln können. Eine Mitarbeiterin aus dem Seniorenzentrum Margarethenhöhe lässt uns teilhaben, wie ihr persönlicher Weg in der Diakonie verlaufen ist und was sie dabei über sich und ältere Menschen gelernt hat (Seite 24 bis 25).
Denken Sie bei der weiteren Lektüre des AusBlicks 2017 doch einmal über das Wort des Theologen und Reformators Johannes Calvin nach: *„Wenn wir die einen krank, andere arm und ohne allen Besitz, wieder andere in einem Zerwürfnis und niedergeschlagen – sei es an Leib oder Geist – sehen, […] dann sollen wir gleich durch die Tat zeigen, dass wir barmherzig sind. Denn wir können tausendmal behaupten, dass wir mit den Leidenden Mitleid haben. Wenn wir ihnen nicht helfen, sind all unsere Behauptungen nichts wert"* (1560). Ich wünsche interessante Entdeckungen!

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender

Selbstbestimmt wohnen und leben: Innovatives Konzept des neuen Johannes-Böttcher-Hauses setzt überregionale Maßstäbe

Gemeinsam mit dem Haus Immanuel ist das Johannes-Böttcher-Haus die älteste Einrichtung des Diakoniewerks Essen überhaupt. Am 10. Mai 1955 ursprünglich als Heim für Jungbergleute eröffnet, blickt das Haus auf eine bewegte Geschichte zurück. Bis hin zu den letzten zehn Jahren, aus denen es wohl am meisten zu erzählen gibt. Von Neubauplänen, die immer wieder geändert werden mussten. Von Zeiten im Übergangsquartier, in denen eine Rückkehr nach Kupferdreh in weite Ferne gerückt war. Und von einem Neubau – genauer gesagt von insgesamt drei neuen Wohnhäusern – von dem letztendlich Bewohnerinnen und Bewohner, Mitarbeitende und Gäste gleichermaßen begeistert sind. Auch wenn das konsequent an den Bewohnerinnen und Bewohnern orientierte Konzept alle Beteiligten vor völlig neue Herausforderungen stellt. Wie sich aus dem „Märchenschloss" der 50er Jahre eine der innovativsten Wohneinrichtungen der Behindertenhilfe in der Region entwickeln konnte, darüber sprach die AusBlick-Redaktion mit den Verantwortlichen vor Ort.

Von einem „Märchenschloss" inmitten einer Park-Wald-Landschaft im Naturschutzgebiet berichtete die Presse, als das Johannes-Böttcher-Heim 1955 am Möllneys Nocken in Kupferdreh eröffnet wurde. Wer durfte denn als erstes in dieses exquisite Domizil einziehen?

Kai-Marko Danielzik: Die ersten Bewohner des damaligen Johannes-Böttcher-Heims waren Jungbergleute, die aus ganz Deutschland ins Ruhrgebiet kamen, um hier ihre Berufsausbildung zu absolvieren. Das Ev. Jugendheimstättenwerk, der rechtliche Vorläufer des späteren Ev. Heimstättenwerks und heutigen Diakoniewerks, sah seinen Auftrag darin, den jungen Männern fernab vom Elternhaus ein Stück neue Heimat zu bieten.

Blickten zurück auf eine bewegte Geschichte: Geschäftsbereichsleiterin Silke Gerling, Mitarbeiterin Ute Pfalzgraf und Einrichtungsleiter Kai-Marko Danielzik (von links).

Ute Pfalzgraf: Anfang der 60er Jahre, als der Bergarbeiterboom abebbte, wurden dann zunächst auch gehörlose Kinder aufgenommen. Ich bin etwa 100 Meter von hier entfernt aufgewachsen und kann mich noch gut daran erinnern, dass ab Mitte der 60er Jahre auch schwer erziehbare Jugendliche ins Johannes-Böttcher-Heim einzogen.

Silke Gerling: Ende der 70er Jahre zogen die hörgeschädigten Kinder dann in eine eigene Einrichtung um und es wurde hier die erste Wohngruppe für jüngere Menschen mit geistiger Behinderung installiert. Tatsächlich wohnt zurzeit immer noch ein Bewohner bei uns, der bereits 1978 eingezogen ist. Innerhalb der 80er Jahre hat sich das Haus dann komplett auf die Unterbringung von Menschen mit geistiger Behinderung spezialisiert.

Als „Märchenschloß" bezeichnete die Presse das Johannes-Böttcher-Heim, als es 1955 für Jungbergleute eröffnet wurde.

Wie hat sich das Gebäude denn in all den Jahren verändert?

Kai-Marko Danielzik: Mitte der 80er Jahre erfolgten zunächst umfangreiche Umbaumaßnahmen. Mitte der 90er wurden dann die Bäder und Sanitäranlagen renoviert.

Ute Pfalzgraf: Ich habe hier 1991 als Hauswirtschafterin angefangen. Damals haben alle 50 Bewohnerinnen und Bewohner im Haupthaus gelebt. Später sind dann sieben von ihnen in den Anbau – die ehemalige Heimleiterwohnung – umgezogen.

„Die Anforderungen hinsichtlich des Wohnraums hatten sich deutlich verändert."

Kai-Marko Danielzik: Mein Vorgänger Dietmar Kluin hat Ende der 90er Jahre neben der Einführung von tagesstrukturierenden Maßnahmen dort auch eine Trainingswohngruppe zur Vorbereitung auf ambulante Strukturen etabliert. Viele dieser Bewohnerinnen und Bewohner sind dann auch in unsere Außenwohngruppe nach Bergerhausen gezogen, die 2002 eröffnet wurde.

Worin lagen denn die Hauptgründe, überhaupt über einen Neubau nachzudenken?

Silke Gerling: Vor dem Hintergrund des neuen Heimgesetzes hatten sich die Anforderungen hinsichtlich des Wohnraums deutlich verändert – vor allem, was die Größe, die Sanitäranlagen und die Einzelzimmerquote anging. Zudem kamen unübersehbare bauliche Beeinträchtigungen und anhaltende Probleme mit Feuchtigkeit.

Kai-Marko Danielzik: Von der Heimaufsicht wurde auch deutlich mehr Barrierefreiheit gefordert, worauf zunächst 2005 mit der Installation eines Fahrstuhls rea-

Silke Gerling ist zuständig für den Geschäftsbereich der Behindertenhilfe.

giert wurde. Aber bereits im Oktober 2004 hat es die ersten Gespräche zur grundsätzlichen Neugestaltung des Johannes-Böttcher-Hauses gegeben.

Wie lautete das Ergebnis dieser ersten Überlegungen?

Kai-Marko Danielzik: Im Wesentlichen wurden zwei Aufträge formuliert. Zum einen sollte grundsätzlich geprüft werden, ob eine Kernsanierung oder ein Neubau sinnvoller ist. Zum anderen ging es um konzeptionelle Überlegungen – vor allem hinsichtlich einer Prognose, wohin sich die Behindertenhilfe im Laufe der nächsten zehn bis 15 Jahre entwickeln werden würde. Ein Stichwort war der damalige Paradigmenwechsel – ambulant vor stationär – und der dadurch zukünftig zu erwartende höhere Betreuungsschlüssel, da Menschen mit sogenannten „leichten Einschränkungen“ perspektivisch ins Betreute Wohnen ziehen würden. Schon damals zeichnete es sich ab, dass sich die Bewohnerstruktur im stationären Bereich hin zu mehr Menschen mit umfassenden Behinderungen und zusätzlichen psychischen Beeinträchtigungen entwickeln würde.

Die Alternative einer Kernsanierung konnte sich anscheinend nicht durchsetzen?

Kai-Marko Danielzik: Die Architekten haben schnell ermittelt, dass die Kosten für eine Kernsanierung nur wenig unter denen für einen Neubau liegen würden. Von daher fiel dann die grundsätzliche Entscheidung zum Neubau einer Einrichtung für Menschen mit einem wesentlich umfassenderen Unterstützungsbedarf als bisher.

„Zunächst wurde gefordert, das neue Gebäude auf dem alten Grundriss zu errichten.“

Wann erfolgte denn der Abriss der alten Einrichtung?

Kai-Marko Danielzik: Es war klar, dass der Abriss erst dann erfolgen sollte, wenn eine komplett genehmigte Neubauplanung vorliegt. Da wir uns allerdings auf einem Waldgelände in einem Landschaftsschutzgebiet befinden, für das es keinen Bebauungsplan gibt, bestand genau darin die besondere bauordnungsrechtliche Herausforderung. So wurde damals zunächst gefordert, das neue Gebäude ausschließlich auf dem Grundriss des alten Hauses zu errichten.

„Es traten so schwere Bergschäden auf, dass das ganze Projekt gefährdet war.“

Silke Gerling: Die allererste Neubauplanung sah dann auch vor, das neue Gebäude genauso in der alten L-Form zu errichten. Unter dieser Prämisse sind wir dann auch 2011 ausgezogen. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen des Fahrstuhlbaus und der dort aufgetretenen Tagesbruchschäden haben wir vor dem Einsatz von schwerem Gerät den Untergrund dann allerdings noch einmal genau untersuchen lassen.

Kai-Marko Danielzik: Im Zuge der Probebohrungen traten dann tatsächlich so schwere Bergschäden zu Tage, dass auf einmal das ganze Projekt gefährdet war.

Silke Gerling: Parallel hatten sich damals auch die Finanzierungsgrundlagen des Landschaftsverbandes und der Kreditgeber geändert. Unsererseits war ja wie bisher ein Haus mit 43 Plätzen geplant – zugelassen wurden aber nur noch Gebäude mit maximal 24 Plätzen. Unter dem Aspekt der Sozialraumorientierung haben wir dann tatsächlich eine ganze Zeit lang nach gut angebundenen und finanzierbaren Alternativgrundstücken für entsprechende 24er Einrichtungen in unterschiedlichen Stadtteilen gesucht. Entweder gab es keine barrierefreie Nahverkehrsanbindung, keine nahegelegenen Einkaufsmöglichkeiten oder es wären andere bauliche Schwierigkeiten zu bewältigen gewesen.

Nach dem Auszug fingen die eigentlichen Probleme also erst richtig an?

Kai-Marko Danielzik: Der Zeitraum von Ende 2011 bis Ende 2013 war mit die schwierigste Phase. Eine regelrechte Hängepartie, da niemand wusste, was mit der Einrichtung passiert und ob sie jemals irgendwo wieder neu gebaut werden würde.

Nach dem Abriss war über einen langen Zeitraum völlig unklar, ob ein Neubau überhaupt zu realisieren ist.

Damals wohnten wir zunächst mit 43 Menschen im Übergangsquartier in Frillendorf, das den baulichen Vorgaben der Heimaufsicht eigentlich auch nicht genügte und nur eine Sondergenehmigung für zwei Jahre bekommen hatte. Als klar war, dass der Prozess nun tatsächlich doch länger dauern würde, wurde die Einrichtung auf ein zusätzliches Ausweichquartier in Kray aufgeteilt.

Was war der Durchbruch für die darauffolgenden Planungen des Neubaus?

Kai-Marko Danielzik: Durch das Zusammenspiel von Fachingenieuren und Statikern trat plötzlich eine neue bauliche Lösung auf.

„Wir sind dann auf die Idee mit den drei Gebäudeteilen gekommen."

Silke Gerling: Das Grundstück durfte nur bebaut werden, wenn es umfassend verfüllt und die Belastung nicht zu groß werden würde. Wir sind dann auf die Idee mit den drei Gebäudeteilen gekommen, um den Gefährdungsbereich über den zwei Hauptflözen zu meiden. In den ersten Entwürfen waren die Gebäudeteile zunächst noch miteinander verbunden. Als das Ministerium dann ohnehin drei Aufzüge forderte, haben wir uns dazu entschieden, auf die Verbindung aus baulichen wie auch aus konzeptionellen Gründen komplett zu verzichten. Unter diesen Gesichtspunkten hat dann auch der Landschaftsverband dem Bauvorhaben mit insgesamt 40 Wohnplätzen zugestimmt.

Welche Auswirkungen hatten die baulichen Gegebenheiten auf die konzeptionellen Planungen?

Kai-Marko Danielzik: Wir standen vor der Frage, wie sich das Setting betreuungstechnisch mit dem vorhandenen Personal organisieren lassen würde. Dafür haben wir fiktive Dienstpläne aufgestellt und Betreuungsszenarien konstruiert, um zu prüfen, ob das funktionieren kann. Dabei kam uns zugute, dass wir bereits vor vielen Jahren von der zentralen Versorgung zur Selbstversorgung übergegangen sind. Auch die Wäscherei wurde bereits komplett im Haus – im privaten Bereich sogar in den Wohnungen selbst – erledigt.

In wieweit waren die Bewohnerinnen und Bewohner denn bei der Aufteilung der Wohnungen beteiligt?

Ute Pfalzgraf: Am Wichtigsten war den Bewohnerinnen und Bewohnern zunächst mal ihr eigenes Einzelzimmer. Die Vorstel-

Kai-Marko Danielzik leitet die Einrichtung seit 2003.

Dienstälteste Mitarbeiterin: Ute Pfalzgraf wuchs in unmittelbarer Nachbarschaft des Johannes-Böttcher-Hauses auf und ist dort seit mehr als 25 Jahren beschäftigt.

EVANGELISCHEKIRCHEINESSEN

„Das Besondere am Johannes-Böttcher-Haus habe ich anlässlich der Eröffnungsfeier des Neubaus erlebt: Es strahlt Leichtigkeit, Licht, Offenheit und Freundlichkeit aus. Ich denke an „leichtes Wohnen" – im Sinne von: sich zurechtfinden in hellen Zimmern, Zuhause sein, Nachbarn treffen, gemeinsam Kaffee trinken … Ich weiß nicht, ob Jesus über diese Fragen des leichten Wohnens nachgedacht hat. Dass er das Anliegen ernst genommen hätte, das glaube ich. Denn ich erinnere mich an seine Worte im Johannesevangelium (Joh 14,2): „In meines Vaters Hause gibt es viele Wohnungen." Dass das neue Johannes-Böttcher-Haus ein Haus Gottes ist und die Bewohnerinnen und Bewohner sich in diesem Hause wohl fühlen – das gebe Gott."

Marion Greve, Superintendentin des Kirchenkreises Essen

Gemeinsam wohnen und leben: Das neue Haus verfügt über großzügig gestaltete Gemeinschaftsräume.

Anhand eines Nachbaus aus Holz und Porträtfotos stellen die Bewohnerinnen und Bewohner die Wohngemeinschaften zusammen.

lung davon, wie die einzelnen Wohngemeinschaften dann konkret aussehen und zusammengestellt werden, musste erst einmal ausführlich erläutert werden.

Kai-Marko Danielzik: Von dem Moment an, in dem die Konzeption der acht Wohnungen fest stand, haben wir die Belegung der einzelnen Wohnungen den Bewohnerinnen und Bewohnern überlassen. Anhand von drei Holzmodellen der einzelnen Häuser und mittels einer Methode mit Bildern von den Bewohnerinnen und Bewohnern konnten diese eine Zuordnung treffen, mit wem sie am liebsten zusammenwohnen wollen und mit wem nicht. Nach dem Abgleich der Rückmeldungen konnten wir tatsächlich erreichen, dass jeweils die ersten beiden Prioritäten berücksichtigt werden konnten.

Mit Ausdauer und Weitblick für die Zukunft geplant

„Fast acht Jahre lang habe ich als zuständiger Abteilungsleiter beim Landschaftsverband Rheinland (LVR) mit meinen Kolleginnen und Kollegen die Planungen des Diakoniewerkes Essen zum Neubau des Johannes-Böttcher-Hauses begleitet.

In dieser Zeit haben wir intensiv über Platzzahlen, Finanzierungsfragen, Betreuungskonzepte und nicht zuletzt über die Gestaltung des Gebäudes diskutiert.

Insbesondere als es um die Frage ging, wie mit dem zu Beginn der Bauarbeiten entdeckten Bergschaden umzugehen sei, stand das Projekt, was den Standort betraf, aus Sicht des Landschaftsverbandes auf der Kippe. Zu groß schien der Aufwand zur Sanierung des Geländes zu sein, um dort eine Wohneinrichtung wirtschaftlich betreiben zu können.

Heute bin ich sehr froh, dass es dem Diakoniewerk Essen gelungen ist, den LVR vom Gegenteil zu überzeugen.

Von außen ist das Johannes-Böttcher-Haus nicht als Wohnheim zu erkennen, sondern es erweckt den Eindruck dreier ganz normaler Wohnhäuser mit Mietwohnungen. Auf der Eröffnungsfeier wurde berichtet, dass die Bauarbeiter, die die Gebäude errichteten, gefragt haben, wo man sich denn melden müsse, wenn man hier einziehen wolle. Wenn es einen architektonischen Ritterschlag gibt, dann diesen.

Was in der Architektur augenscheinlich ist, wird vom Diakoniewerk im Betreuungsalltag gelebt: es geht vor allem um Wohnen, so wie es jede und jeder von uns kennt. Folgerichtig klopfen die Mitarbeitenden im Betreuungsdienst nicht nur und betreten dann das Zimmer. Sie klingeln und warten, bis Ihnen geöffnet wird.

Dem LVR wird häufig „Etikettenschwindel“ vorgeworfen, wenn er intensive Unterstützungs-Arrangements zum Wohnen ambulant finanziert. Es handele sich doch eigentlich um eine stationäre Betreuung, der nur ein anderes Etikett, nämlich das Etikett „ambulante Betreuung“ angeheftet wurde.

Wenn man dem Diakoniewerk Essen nun im positiven Sinne und mit einem Augenzwinkern „Etikettenschwindel aus der anderen Richtung“ vorwirft, es handele sich doch um eine ambulante Wohnform, der das Etikett „stationär“ aufgeklebt wurde, dann zeigt dies vor allem, wie fließend die Übergänge und wie wenig sinnvoll die leistungsrechtliche Unterscheidung zwischen ambulant und stationär zwischenzeitlich geworden sind.

Nicht nur deshalb, sondern vor allem weil sich die Menschen im neuen Johannes-Böttcher-Haus sichtlich wohlfühlen, haben sich alle Anstrengungen, die die Beteiligten in die Planungen investiert haben, mehr als gelohnt.“

Jürgen Langenbucher, Abteilungsleiter im Dezernat Soziales und Integration des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR)

LVR Qualität für Menschen Landschaftsverband Rheinland

Und wie sah das bei der Wahl der Möblierung der Wohnungen aus?

Kai-Marko Danielzik: Gemeinsam mit unserem Innenausstatter haben wir zur Gestaltung der Wohnungen drei unterschiedliche Einrichtungsstile vorgeschlagen, unter denen sich die jeweiligen Bewohnerinnen und Bewohner einigen mussten. Auch für die Privatzimmer gab es drei Ausstattungsvarianten. Da aber nicht jeder gleichermaßen neue Möbelstücke benötigte, kam dabei eine Bestellung von 40 verschiedenen Tisch-, Schrank- und Bettkombinationen heraus.

„Zunächst fällt positiv auf, dass von Hausnummern und Wohnungen die Rede am neuen alten Standort ist. Abgeschlossene Wohnungen mit unterschiedlichen Größen in drei kleinen Mehrfamilienhäusern bedeuten auch sprachlich eine andere Herangehensweise. Dienstpläne bedeuten eine wohnungsbezogene Orientierung. Meiner Meinung nach ist diese Wohnform absolut zukunftsfähig und wird sich hoffentlich durchsetzen."

Ingo Werner, Heimaufsicht des Amtes für Soziales und Wohnen der Stadt Essen

ESSEN

Was sind denn nun im alltäglichen Leben die größten Unterschiede zu früher?

Ute Pfalzgraf: Ein großer Unterschied ist der, dass die Bewohnerinnen und Bewohner innerhalb der Wohnungen nun selbst bestimmen, was, wann und mit wem zusammen gekocht und gegessen wird.

„Die Bewohner bestimmen selbst, was, wann und mit wem zusammen gegessen wird."

Kai-Marko Danielzik: Zudem sind jetzt einige Türen offen, die früher zu waren – und umgekehrt. Die Eingangstür zu den Wohnungen ist beispielsweise grundsätzlich geschlossen. Jeder Besucher – ob Mitarbeitender oder Gast – muss anklingeln und steht nicht mehr unvermittelt im Wohnzimmer oder in der Küche. Andere Türen, wie etwa Kühlschranktüren oder die von Vorratsräumen, sind jetzt offen. Die grundlegende Frage in unseren Planungsprozessen lautete immer: Wie wohnen wir denn zu Hause? Und da haben wir ja auch keine verschlossenen Kühlschränke. Es gibt natürlich auch einige wenige verschließbare Türen und Schubladen, etwa zur Aufbewahrung von Putzmitteln oder von scharfen Gegenständen, die je nach Situation verschlossen werden können.

Silke Gerling: Während des gesamten Bauprozesses hat uns ja auch die Behindertenrechtskonvention, Stichwort „Inklusion", begleitet. Unser Ziel war es immer, die dort formulierten Ansprüche auf Selbstbestimmung und Teilhabe in der neuen Betreuungssituation weitestgehend umzusetzen.

Kai-Marko Danielzik: Das erzeugt natürlich zusätzliche Betreuungs- und Handlungsbedarfe – aber vor allem auch ein Umdenken bei jedem von uns selbst. Denn es gehört ja einfach zur Normalität dazu, dass man sich nachts am Kühlschrank bedient, wenn man Hunger hat. Im stationären Alltag war früher überhaupt nicht vorgesehen, dass sich jeder seinen Lebensrhythmus so wählt, wie er es sich wünscht. Unser Ansatz ist es nun, die gesamten Abläufe konsequent nach den Vorstellungen der Bewohnerinnen und Bewohner auszurichten.

Wie klappt das denn im Zusammenspiel der Mitarbeitenden mit den Bewohnerinnen und Bewohnern?

Silke Gerling: Unser Ziel ist es, den Bewohnerinnen und Bewohner mehr Selbstständigkeit und Eigenverantwortung zu ermöglichen. Die Mitarbeitenden unterstützen dabei und zeigen Lösungsoptionen auf.

Kai-Marko Danielzik: Wir möchten die Wahrnehmung dafür schärfen, dass man eine Wahl hat, dass man für sich als selbst denkendes Individuum eigene Entscheidungen treffen kann. Mit welcher Kommunikationsform wir dahingelangen, das müssen wir dann auf kreative Weise organisieren – wie etwa anhand von Ja/Nein-Tafeln oder Bildmotiven.

„Die Mitarbeitenden gehen diesen Weg voll mit."

Wie machen die Mitarbeitenden das denn mit – die Arbeit wird dadurch ja bestimmt nicht einfacher?

Kai-Marko Danielzik: Von der Philosophie her gehen die Mitarbeitenden diesen voll Weg mit. Die Schwierigkeit liegt allerdings tatsächlich darin, dass die Umsetzung zunächst erstmal mühevoller ist. Ich bin aber überzeugt davon, dass dieses Konzept auf Dauer keine Mehrarbeit verursacht, sondern lediglich zu einer anderen, neuen Form des Arbeitens führt.

Ute Pfalzgraf Ich muss mich selbst manchmal auch ganz schön zurückhalten. Wenn etwa die Zwiebeln etwas rustikaler gehackt werden – dann halt nicht selbst einzugreifen und zu übernehmen, sondern einfach mal weiterlaufen zu lassen.

Wie ist denn ihr Eindruck nach den ersten Wochen und Monaten – gefällt es den Bewohnerinnen und Bewohnern in ihrem neuen Umfeld?

Ute Pfalzgraf Ja, sie haben sich wirklich sehr schnell hier eingefunden. Vom Grundprinzip her fühlen sich alle sehr wohl hier.

„Durch die Veränderungen tun sich neue Ressourcen auf, die wir vorher nicht erahnt haben."

Silke Gerling: Den Mitarbeitenden geht es ähnlich. Eine Mitarbeiterin erzählte mir beim Apfelkuchenbacken in einer Wohngruppe, dass sie nun vielmehr Zeit dafür hätte, die Menschen mit ihren unterschiedlichen Einschränkungen mit einzubeziehen. Wenn man durch die Häuser geht, spürt man, dass es in den kleinen Einheiten viel ruhiger zugeht als früher.

Ist die Situation in den einzelnen Wohnungen für die Mitarbeitenden nicht viel zu unübersichtlich?

Kai-Marko Danielzik: Wir müssen uns schon immer wieder darauf einlassen, loszulassen und zuzulassen. Bei aller gut gemeinten Fürsorge und Aufsichtspflicht den Bewohnerinnen und Bewohnern zuzutrauen, dass sie auch schon mal eine halbe Stunde allein sind und die Dinge selbst regeln. Wenn etwas passiert, können sie ja auch jederzeit das Notrufsystem nutzen, mit dem sofort Hilfe angefordert werden kann.

Silke Gerling: Der Vorteil liegt für die Bewohnerinnen und Bewohner vor allem darin, dass sich jeder auch mal zurückziehen kann und nicht permanent anderen Leuten ausgesetzt ist.

Kai-Marko Danielzik: Und das Beste ist, dass sich durch die Veränderungsprozesse neue Ressourcen auftun, die wir vorher nicht erahnt haben. Und das schon nach drei Monaten! Das ist für uns Motivation genug, auf diesem Weg weiterzumachen.

Wie wird denn das Angebot der Tagesstruktur genutzt, für das ja auch neue Räumlichkeiten geschaffen wurden?

Silke Gerling: Das Angebot gilt für die Menschen, die verrentet sind und diejenigen, die keiner Arbeitstätigkeit nachgehen wollen oder können. Nach dem Frühstück können sie sich dort mit anderen treffen. Dann wird die Zeitung vorgelesen, das Mittagessen vorbereitet, die Wäsche gefaltet, eingekauft oder ein Ausflug organisiert.

Kai-Marko Danielzik: Insgesamt 16 Personen aus dem Haus und vier von außerhalb nutzen das Angebot und das Interesse an diesen Konzepten ist stark wachsend.

„Ich freue mich sehr darüber mit meiner Verlobten in einer Wohnung zu wohnen. Besonders mein eigenes Bad gefällt mir sehr gut. Wir möchten nicht mehr weg aus Kupferdreh."

Werner Borsdorf, Vorsitzender des Bewohnerbeirats des Johannes-Böttcher-Hauses

Namensänderung: Im Zuge des Neubaus stimmte die Bezirksvertretung der Idee zu, die Anschrift in „Johannes-Böttcher-Straße" umzubenennen.

Landschaftlich toll gelegen: Das Außengelände der Einrichtung bietet viel Platz für unterschiedliche Freizeitaktivitäten.

Und wie waren die Reaktionen im Umfeld und im Stadtteil?

Ute Pfalzgraf: Die Geschäftsleute und Nachbarn haben uns zwischenzeitlich schon ein Stück weit vermisst und auch immer wieder nach uns gefragt. Die Menschen, die hier wohnen, kennen sich einfach untereinander, gerade auch unsere Bewohnerinnen und Bewohner.

Silke Gerling: Neben den landschaftlichen Aspekten – wer hat schon einen solch wunderbaren Blick auf den Baldeneysee bis zur Villa Hügel – war dies ein Grund mehr, warum wir ein so großes Interesse hatten, das Grundstück zu erhalten.

Kai-Marko Danielzik: Diese grundsätzliche Akzeptanz und gelebte Inklusion hätte man sich an jedem anderen Standort erst einmal wieder ganz neu erarbeiten müssen. Das ist hier am Standort einfach über Jahrzehnte gewachsen.

Silke Gerling: Zudem bietet das Grundstück selbst auch tolle Möglichkeiten. Jeder kann das Haus verlassen und sich hier bis zu den öffentlichen Flächen völlig frei bewegen.

Kai-Marko Danielzik: Dank einer Induktionsschleife, die einen Handy-Alarm auslöst, können auch Personen, die den Straßenverkehr nicht richtig einschätzen können, alle Freiheiten nutzen, die das Außengelände bietet.

„Diese grundsätzliche Akzeptanz hätte man sich woanders erst erarbeiten müssen."

Das Interview führte Bernhard Munzel

Auch Sozialdezernent Peter Renzel (2. von links) ließ sich von Geschäftsführer Joachim Eumann, Vorstandsmitglied Peter Tuppeck und Einrichtungsleiter Kai-Marko Danielzik (von links) das Haus zeigen.

Zwischen Jugendhilfe, Schule und Ausbildung: Essen etabliert sich als attraktiver Bildungsstandort für Hörgeschädigte

Viele hörgeschädigte Jugendliche und junge Erwachsene, die einen Schulabschluss anstreben oder eine Ausbildung absolvieren, zieht es nach Essen. Sie kommen aus ganz Deutschland und sogar aus dem deutschsprachigen Ausland, um hier das Rheinisch-Westfälische Berufskolleg für Hörgeschädigte zu besuchen. Ab einer bestimmten Entfernung zur Schule haben sie einen Anspruch auf einen Wohnplatz in einem der Internate des Diakoniewerks. Was sie dort erwartet, wie sie in den einzelnen Häusern untergebracht und betreut werden, weshalb inzwischen sogar intensivpädagogische Angebote entwickelt wurden und welche Umstrukturierungen hierfür notwendig waren, das ließ sich die AusBlick-Redaktion von den dort zuständigen Fachleuten erläutern.

Wie kam es überhaupt dazu, dass sich das Diakoniewerk mit dem Thema Hörschädigung beschäftigt hat?

Jörg Lehmann: Ende der 80er Jahre hat das damalige Ev. Heimstättenwerk als Vorgänger des Diakoniewerks die Trägerschaft des Fritz-von-Waldthausen-Internats übernommen. Diese lag bis dato beim Landschaftsverband Rheinland, der dort damals die Berufsschüler seines Rheinisch-Westfälischen Berufskollegs für Hörgeschädigte unterbrachte. 1993 übertrug man dann auch das gegenüber der Schule in Essen-West liegende Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler an der Curtiusstraße an das Diakoniewerk.

Was ist denn das Besondere an dieser Schulform?

Stefan Behmann: Das RWB ist die einzige Schule in Deutschland überhaupt, die für junge hörgeschädigte Menschen die ganze Bandbreite an Schulabschlüssen anbietet. Also neben dem Haupt- und Realschulabschluss auch das Fachabitur und das Abitur sowie den Berufsschulzweig im Rahmen einer dualen Ausbildung. Durch dieses exklusive Angebot der Schule ist Essen ein Zentrum für junge Hörgeschädigte aus ganz Deutschland geworden.

„Durch das Angebot der Schule ist Essen ein Zentrum für Hörgeschädigte geworden."

Wie viele Schülerinnen und Schüler sind in den beiden Internaten des Diakoniewerks untergebracht?

Werner Brosch: Insgesamt werden mehr als 500 Jugendliche durch unsere beiden Internate betreut. Die anderen Schülerinnen und Schüler benötigen weniger als 90 Minuten mit öffentlichen Verkehrsmitteln pro Fahrt zur Schule – dann können die Kosten für die Internatsunterbringung vom Landschaftsverband Rheinland und anderen Kostenträgern nicht übernommen werden.

Was wird den Bewohnerinnen und Bewohnern eigentlich innerhalb der Internate angeboten?

Stefan Behmann: Vom Grundsatz her bieten wir den Schülerinnen und Schülern Unterkunft, Verpflegung und Betreuung. Unsere pädagogischen Fachkräfte unterstützen die Jugendlichen in der Alltagsorganisation, in der schulischen Ausbildung und in lebenspraktischen Fragen. Für die psychosoziale Betreuung stehen bei Bedarf auch hauseigene Psychologen zur Verfügung.

„Wir bieten den Schülern Unterkunft, Verpflegung und Betreuung."

Was zahlen die Eltern denn für die die Unterbringung in den Internaten?

Werner Brosch: Für die Eltern ist ein einkommensabhängiger Eigenbeitrag in Höhe der sogenannten häuslichen Ersparnis notwendig. Werden Sozialhilfeleistungen bezogen, ist zudem die Mitwirkung in Form von schulischen Leistungen erforderlich – die Finanzierung kann also auch aufgrund schlechter Noten oder hoher Fehlzeiten aufgehoben werden. Alternativ kann die Unterbringung natürlich auch selbstständig organisiert werden – sie muss dann aber auch eigenständig finanziert werden. Die meisten Eltern und Jugendlichen nehmen das Angebot der Internatsunterbringung aber sehr gerne wahr.

Wie hat man sich denn den Tagesablauf im Internat vorzustellen? Müssen die Mitarbeitenden schon frühmorgens dafür sorgen, dass die Jugendlichen pünktlich zur Schule gehen?

Werner Brosch: Bei uns in der Curtiusstraße ist rund um die Uhr jemand da, aber in der Regel stehen die Schülerinnen und Schüler schon selbstständig auf. Das Mittagessen findet für alle Bewohnerinnen und Bewohner des Internats zentral in unserer Mensa statt, wogegen das Abendessen dezentral in den einzelnen Wohnbereichen angeboten wird. Nachmittags und abends finden dann auch übergreifende Freizeit- und Gruppenangebote im Haus statt. Wir legen aber auch viel Wert darauf, dass sich die Jugendlichen auch selbstständig in der Stadt bewegen und am sozialen Leben teilhaben.

Stefan Behmann: Im Fritz-von-Waldthausen-Zentrum sieht das etwas anders aus. Das Haupthaus besteht aus elf Vierer-Wohngemeinschaften, die alle in sich eine Einheit bilden. Hier werden das Frühstück und das Abendessen mit Unterstützung der Hauswirtschaftskraft anhand eines eigenen Lebensmittelbudgets selbstständig organisiert. Bei uns gibt es durchaus auch Jugendlicher, die darum bitten, geweckt zu werden. Und obwohl das RWB als Ganztagesschule angelegt ist, bieten wir schon ab mittags Betreuung, Hausaufgabenunterstützung und Freizeitpädagogik. Im und außerhalb des Hauses finden kulturelle und sportliche Angebote statt – etwa auch in einer einmal wöchentlich angemieteten Turnhalle – die von den Bewohnerinnen und Bewohnern recht aktiv wahrgenommen werden.

„Dann gab es immer mehr Anfragen zur Betreuung jüngerer hörgeschädigter Kinder."

Neben den Schülerinnen und Schülern des RWB nimmt das Fritz-von-Waldthausen-Zentrum aber noch weitere Kinder und Jugendliche auf.

Stefan Behmann: Richtig, denn durch die Etablierung der Internate gab es auch aus der näheren Umgebung immer mehr Anfragen zur Betreuung jüngerer hörgeschädigter Kinder. Daraus entstand zunächst eine Betriebserlaubnis für das Internat in der Curtiusstraße, um die Kinder im Rahmen der Eingliederungshilfe – später dann in Form von Jugendhilfe – zu betreuen. Hieraus entstand schon Ende der 90er Jahre eine separate Einrichtung, das damalige Jugendhilfezentrum Warthestraße. Dies bildet nun eine Außenwohngruppe des neu entwickelten Fritz-von-Waldthausen-Zentrums und hält jeweils eine Wohngruppe für Kinder und für Jugendliche bereit, die in Förderschulen für Hörgeschädigte – etwa in der Tonstraße – beschult werden.

Der Jugendhilfebereich entwickelte sich also aus der Expertise in der Betreuung von hörgeschädigten Jugendlichen innerhalb der Internate?

Stefan Behmann: Ja, genau. Da sich parallel die Etablierung der deutschen Gebärdensprache entwickelte, wurde auch die Bedeutung der notwendigen kommunikativen Kompetenzen der Mitarbeitenden erkannt. Es wurde immer deutlicher, dass hörgeschädigte Kinder nicht einfach ohne weiteres in eine Einrichtung mit hörenden Kindern zu integrieren sind.

Dass bedeutet, dass stationäre Jugendhilfeeinrichtungen speziell für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche benötigt werden?

Stefan Behmann: Richtig. In diesem Bereich bietet das Fritz-von-Waldthausen-Zentrum inzwischen zwei intensivpädagogische Wohngruppen und die Verselbstständigungsgruppe „KickOff". Alle drei

Im Gespräch: Geschäftsbereichsleiter Jörg Lehmann (Mitte) mit seinen beiden Einrichtungsleitern Werner Brosch (links) und Stefan Behmann (rechts).

Verantwortlich für die Jugend- und Familienhilfe: Geschäftsbereichsleiter Jörg Lehmann.

Gruppen haben eine Betriebserlaubnis für die Jugendhilfe, an die sich in den betreffenden Fällen die Kostenträger der Eingliederungshilfe anpassen.

Jörg Lehmann: Für die Aufnahme dieser Kinder und Jugendlichen, die deutschlandweit geschieht, sind die jeweiligen örtlichen Jugendämter zuständig. Hier ist im Gegensatz zu dem zuvor beschriebenen Verfahren nicht der Schulplatz für die Aufnahme entscheidend, sondern es geht in erster Linie um die individuelle Jugendhilfeplanung.

„Für die deutschlandweite Aufnahme sind die örtlichen Jugendämter zuständig."

Wie unterscheidet sich denn die pädagogische Arbeit vom klassischen Internatsbereich?

Stefan Behmann: Grundsätzlich gibt es viele Überschneidungen. Der große Unterschied liegt allerdings darin, dass die Verweildauer eine ganz andere ist. Bei uns leben viele Kinder, die im Grundschulalter aufgenommen werden und die bei uns bleiben, bis sie erwachsen und selbstständig sind oder ins Betreute Wohnen wechseln. Wir haben hier also die Chance, die pädagogischen Prozesse über viele Jahre zu begleiten. Dadurch müssen sich unsere Mitarbeitenden natürlich auch mit einer ganz anderen Intensität auf die Beziehung einlassen. Hier steht die Beziehungsarbeit eindeutig im Vordergrund, die auch in den Teamgesprächen oder in der Supervision ständig thematisiert wird.

Jörg Lehmann: Im Bereich der Jugendhilfe sind die Abläufe ja auch völlig anders. Gemeinsam mit den Eltern kommt das Jugendamt zu der Erkenntnis, dass das Kind nicht mehr zu Hause leben kann. Dann werden wir als Einrichtung angefragt und es beginnt ein Prozess, der jedes halbe Jahr im Rahmen der Hilfeplanung neu überprüft wird.

„Hier steht die Beziehungsarbeit eindeutig im Vordergrund."

Wie gestaltet sich denn die Zusammenarbeit mit den Eltern und mit den anderen Kooperationspartnern?

Stefan Behmann: Die Elternarbeit ist einer der elementaren Pfeiler der täglichen Arbeit in den Gruppen. Wir arbeiten dort nach dem Bezugserziehersystem, die fallbezogen mit allen Kooperationspartnern im Gespräch sind – also mit Eltern, Lehrkräften, Therapeuten, Psychiatrien und Kostenträgern.

Werner Brosch: Die Eltern haben häufig eine besonders enge Bindung zu ihren beeinträchtigten Kindern, da sie einen hohen Aufwand betreiben, um ihre Entwicklung zu fördern. Aufgrund unserer deutschlandweiten Belegung nutzen wir neben dem Telefon – sofern die Eltern nicht auch hörgeschädigt sind – insbesondere die Möglichkeiten der digitalen Kommunikationsformen. An den Elternsprechtagen der Schule sowie bei der Aufnahme und Abreise organisieren wir besondere Kontaktmöglichkeiten – bei Bedarf natürlich auch wesentlich häufiger.

Stefan Behmann: Für die Jugendlichen selbst bieten wir zudem eine organisierte Form der Partizipation in Form von Bewohnervertretungen oder Gruppensprechern an. Darüber hinaus kooperieren wir natürlich so eng wie möglich mit dem Jugendamt der Stadt Essen, mit den Schulleitungen, dem Berufsbildungszentrum für Hörgeschädigte aber auch mit der Gehörlosenarbeit der Kirchen.

Wie unterscheidet sich der Betreuungsschlüssel im Jugendhilfebereich von dem in den Internaten?

Werner Brosch: In den Internaten planen wir mit einem Betreuungsschlüssel von eins zu sechs bis eins zu acht, im Jugendhilfebereich liegen wir bei eins zu 1,2 bis eins zu 1,4. Dadurch haben wir im Jugendhilfebereich also fast viermal so viel Mitarbeitende für die gleiche Bewohnerzahl. Obwohl wir auch in den Internaten Bewohnerinnen und Bewohner haben, deren Auffälligkeiten und Bedarfe zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht klar waren.

Stefan Behmann: Diese Brisanz ist so hoch, dass wir hierfür eigene Instrumente entwickelt haben – wie etwa die Methode des „Gemeinsamen Fallverstehens" mit regelmäßigen Gesprächen zu besonders herausfordernden Fällen. Hier findet bei komplexeren Anforderungen eine Klärung statt, ob die Unterbringung im Internat überhaupt passt und sinnvoll ist. Mit einer klaren fachlichen Begründung lässt sich dann mit den Kostenträgern besprechen, ob der jeweilige Jugendliche nicht besser in eine Jugendhilfeeinrichtung wechselt.

Werner Brosch leitet das Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler in Essen-West.

Stefan Behmann übernahm 2016 die Gesamtleitung des neu gebildeten Fritz-von-Waldthausen-Zentrums.

Jörg Lehmann: Als ich 2010 im Diakoniewerk angefangen habe, gab es mit den beiden Internaten und dem Jugendhilfezentrum drei sehr gut funktionierende Systeme. Diese haben allerdings – auch in der pädagogischen Arbeit – recht unabhängig voneinander operiert. Gemeinsam wurde dann der interne Arbeitskreis „HG-Zukunft“ gebildet, in dem verbindliche Verabredungen getroffen werden. Hier wurden etwa das Aufnahmeverfahren, das „Gemeinsame Fallverstehen“, ein Stellenpool und eine einheitliche öffentliche Darstellung entwickelt.

Wie kam es dann zu der Idee der Umstrukturierung und Zusammenlegung zweier Einrichtungen zum Fritz-von-Waldthausen-Zentrum?

Jörg Lehmann: Die erste Idee hierzu stammte von Herrn Behmann, der damals das Jugendhilfezentrum leitete. Vor dem Hintergrund der anstehenden Verrentung unseres ehemaligen Einrichtungsleiters des Fritz-von-Waldthausen-Internats, Herrn Schuster, wurde die Realisierung dann mit allen Beteiligten gemeinsam ausgeformt.

Welche inhaltlichen Gründe sprachen denn für die Zusammenlegung?

Stefan Behmann: Das Problem des ehemaligen Jugendhilfezentrums bestand darin, aufgrund der geringen Größe von nur 20 Plätzen nicht flexibel genug auf Veränderungen reagieren zu können. Zudem bestätigte sich bei genauerem Hinsehen der Eindruck, dass es viel mehr Schnittstellen mit den Internaten gab, als zunächst vermutet. Das wird beispielsweise an der Außenwohngruppe „KickOff“ deutlich. Hier leben viele ehemalige Internatsbewohner, die nach dem Schulbesuch einfach noch eine intensivere Betreuung benötigen. Andersherum gibt es immer wieder auch Anfragen seitens der Jugendhilfe, für die letztendlich Internatsplätze gefunden werden. Solche Prozesse lassen sich natürlich am besten und schnellsten steuern, wenn sie aus einer Hand und unter einem gemeinsamen Dach realisiert werden können.

Hat sich das Konzept nach einem knappen Dreivierteljahr bereits bewährt?

Stefan Behmann: Aus meiner fachlichen Sicht kann ich das auf allen Ebenen bestätigen. Die Mitarbeitenden beschreiben es als absoluten Gewinn, auch die anderen Strukturen und Lebenswelten zu erleben. Und auch die Schülerinnen und Schüler nehmen diese Schnittstellen ganz neu wahr. So führen zwei Internatsschülerinnen zurzeit sogar einen Gebärdensprachkurs für Kinder in unserer Außenwohngruppe durch, die bisher nur rudimentär gebärden konnten.

„Es ist wichtig, die Angebote fachlich weiterzuentwickeln und möglichst breit zu fächern.“

Jörg Lehmann: Der Effekt ist ja der, dass man dadurch zusätzliche Synergien entdeckt, die man im Vorfeld gar nicht erwartet hatte. Für Herrn Behmann ist es zudem auch hinsichtlich der Reputation nach Außen deutlich leichter, da er jetzt ein Haus mit mehr als 80 Plätzen vertritt.

Stefan Behmann: Bei einem Internatsbesuch von einer Gruppe Jugendlicher, Eltern und Lehrkräfte aus Hamburg habe ich auch erlebt, dass sie sehr großes Interesse zeigten, als wir den Jugendhilfebereich vorstellten. Diese Perspektive eröffnet dann einfach auch nochmal völlig neue Möglichkeiten – für uns sicherlich auch in der Akquise zukünftiger Bewohnerinnen und Bewohner.

Wie sehen die weiteren Herausforderungen für die Zukunft aus?

Werner Brosch: Auch wir beobachten natürlich genau, wie es zukünftig für unser Internat weitergehen kann. Da wir uns in direkter Abhängigkeit von der Entwicklung des RWB befinden, ist es für uns wichtig, die Angebote fachlich weiterzuentwickeln und möglichst breit zu fächern. Auch hinsichtlich unserer Einzelzimmerquote von nur 30 % haben wir noch viele Hausaufgaben zu erledigen, um ähnlich zukunftssicher aufgestellt zu sein wie das Fritz-von-Waldthausen-Zentrum.

Besondere kommunikative Kompetenz: Ein Großteil der Mitarbeitenden sind gebärdensprachlich ausgebildet.

Jörg Lehmann: Die angesprochene Angebotstiefe zu gestalten, ist zurzeit das Thema unseres Zukunfts-Arbeitskreises. Gerade auch vor dem Hintergrund der derzeitig ruckläufigen Schülerzahlen des RWB. So denken wir etwa in Richtung eines Offenen Ganztags an Förderschulen. Oder an die Entwicklung einer therapeutischen Wohngruppe, von der wir wissen, dass der Bedarf für Kinder und Jugendliche mit Mehrfacheinschränkungen auf jeden Fall vorhanden ist.

Stefan Behmann: Innerhalb des Diakoniewerks stellen wir bei Bedarf zudem den Kontakt zum Betreuten Wohnen oder auch zum Wilhelm-Becker-Haus her, das eine spezielle Wohngruppe für hörgeschädigte Menschen mit geistiger und Mehrfachbehinderung anbietet.

Was sind ihre Wünsche für die Zukunft?

Stefan Behmann: Mein Wunsch wäre es, die gesetzliche Trennung der Eingliederungshilfe von der Jugendhilfe bei Minderjährigen aufzuheben. Es wäre eine erhebliche Verbesserung, wenn die örtlichen Jugendämter hier generell zuständig wären. Die Fallarbeit und die Zusammenarbeit mit den Eltern ist vor Ort in einer ganz anderen Qualität möglich. Das Problem ist zum Glück erkannt worden und könnte über eine zurzeit diskutierte Gesetzesänderung gelöst werden.

„Die Stadt Essen sollte noch deutlicher zur zentralen Anlaufstelle für Hörgeschädigte werden."

Jörg Lehmann: Vor dem Hintergrund der unglaublichen Qualitätsentwicklung in der Arbeit mit hörgeschädigten jungen Menschen sollte sich die Stadt Essen – und das haben wir auch mit den Schulleitungen so vereinbart – noch deutlicher zur zentralen Anlaufstelle für Hörgeschädigte in der Region aber auch bundesweit positionieren. Auch die Bereiche Ausbildung und Studium sollten noch stärker in den Blick genommen werden. Mit der aktuellen Situation bin ich zwar zufrieden, wir können uns aber nicht darauf ausruhen, sondern müssen uns gezielt weiterentwickeln.

Das Interview führte Bernhard Munzel

Die Wohn- und Betreuungsangebote für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche auf einen Blick:

Fritz-von-Waldthausen-Zentrum (FWZ)

■ **Jugendhilfebereich:**

Außenwohngruppen Warthestraße 2
- eine Wohngruppe für Kinder
- eine Wohngruppe für Jugendliche

Außenwohngruppe „KickOff“ 6
- eine Wohngruppe für ältere Jugendliche und junge Erwachsene

Intensive sonder- und heilpädagogische Betreuung für Kinder und Jugendliche

■ **Internatsbereich:**

Haupthaus 3
- elf Wohngemeinschaften für vorrangig minderjährige Schülerinnen und Schüler

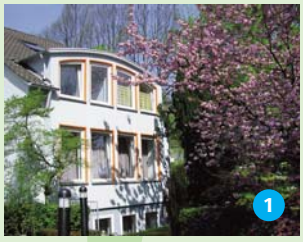
Außenwohngruppe Rüselstraße 5
- vier Wohngemeinschaften für junge Erwachsene der gymnasialen Oberstufe

Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler (IC)

Haupthaus 4
- drei Wohnbereiche für vorrangig minderjährige Schülerinnen und Schüler
- ein Wohnbereich für Auszubildende im Blockunterricht

Außenwohnbereich „Am Zehnthof“ 1
- Wohnbereich für junge Erwachsene

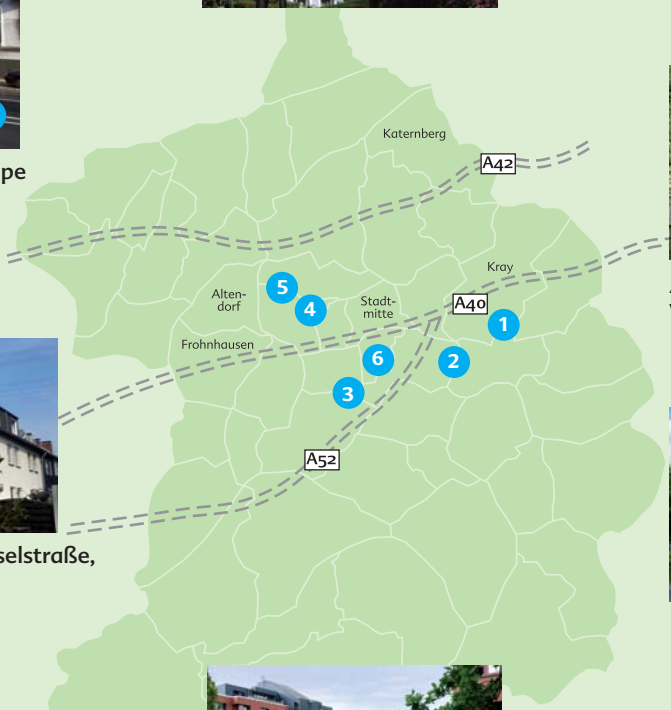
Für die Internate gibt es ein gemeinsames Aufnahmeverfahren, aus dem heraus die unterschiedlichen Standorte bestückt werden.



Außenwohnbereich „Am Zehnthof“, Schönscheidtstraße 154a

Außenwohngruppe „KickOff“, Alfredstraße 15

Außenwohngruppen Warthestraße, Warthestraße 2



Außenwohngruppe Rüselstraße, Rüselstraße 8a-d

Fritz-von-Waldthausen-Zentrum, Wittenbergstraße 14-16

Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler, Curtiusstraße 4

Neue Heimat Essen: Zahra Mansuri mit dem bereits hier geborenen Sohn Emir (links) und Tochter Neda (rechts).

Drei Monate Flucht zu Fuß: „Ich wollte aus Liebe heiraten."

Zahra Mansuri ist 25 Jahre alt und mit ihrem Mann Mohammed und ihren drei Kindern seit Juli 2015 in Deutschland. Geboren wurde sie in Afghanistan. Aber schon mit anderthalb Jahren kam sie mit ihren Eltern in den Iran. Als Geflüchtete wartete dort jedoch keine wirkliche Chance auf ein neues Leben. Ihre Mutter starb und der Vater heiratete ein zweites Mal. Die Stiefmutter war Zahra nicht besonders wohlgesonnen und es begann eine Geschichte, wie sie auch im Märchenbuch stehen könnte. Mit 15 wollten ihre Eltern sie mit einem gut 30 Jahre älteren Mann verheiraten. Da lief Zahra von zu Hause weg, wohlwissend, dass sie damit die Tür zu ihrem Elternhaus endgültig zuschlug. Doch auf keinen Fall wollte sie diesen Mann.

„Ich wollte aus Liebe heiraten", sagt sie. Ihren Mohammed. Ebenfalls ein Flüchtling aus Afghanistan. Auch seine Familie war wenig begeistert von den Heiratsplänen ihres jüngsten Sohnes. Mohammed und Zahra heirateten heimlich, bekamen zwei Kinder, zuerst Nima, dann vier Jahre später Neda. Mohammed arbeitete als Schneider, um seine kleine Familie irgendwie durchzubringen. Mit ihren afghanischen Wurzeln fühlten sie sich aber im Iran alles andere als willkommen. Als schließlich Zahras Halbbrüder anfingen, ihr nachzustellen, um die Ehre der Familie zu rächen, fassten Zahra und Mohammed den Entschluss, weiter zu fliehen. Nach Europa.

In diesem Moment bin ich seelisch gestorben

Drei Monate waren die beiden mit ihren kleinen Kindern unterwegs, die meiste Zeit davon zu Fuß. Durch acht Länder reiste die anderthalbjährige Neda auf den Schultern ihres Vaters. Wenn sie überhaupt schliefen

in dieser Zeit, dann sitzend an einen Baum gelehnt, im Wald. Sie waren nassgeregnet, durchgefroren und müde. Zu essen gab es das, was sie unterwegs so fanden. An der Grenze warteten Grenzschützer mit Elektro-Teasern. Am schlimmsten war die Überfahrt mit dem Schiff, eingepfercht in den finsteren Bauch eines rostigen Kahns. Zahra war mit ihren Kindern als einzige Frau an Bord. „Wir haben alle geglaubt, wir würden das nicht überleben“, erzählt sie. „Ich bin in diesem Moment seelisch gestorben.“ Es ist ihr anzusehen, wie sehr sie zwei Jahre später noch immer mit dem Erlebten zu kämpfen hat. Auch ihren Sohn Nima wollen die Bilder und Erlebnisse der Flucht nicht loslassen. Neda war für Vieles noch zu klein, aber Nima war fast sechs und hat alles genau erfasst, die Angst der Eltern, die bedrohlichen Momente. Er kann nicht verstehen, warum seine Eltern ihm das angetan haben. Vielleicht kann er das irgendwann, wenn er begreift, dass seine Eltern aus Liebe geflohen sind und aus dem Wunsch, dass auch er ein freies Leben haben möge.

Immer eifrig dabei: Die kleine Neda besucht mit großer Freude die Kindertagesbetreuung für Flüchtlinge.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich mich sicher gefühlt

Hier in Deutschland sind die Mansuris zunächst im Essener Übergangswohnheim in der Hülsenbruchstraße untergekommen. Hier hat Neda seit Anfang 2016 die Tagesbetreuung für geflüchtete Kinder besucht und ihre ersten Sätze Deutsch gelernt. Hier ist im Oktober 2016 auch der kleine Emir, das dritte Kind von Zahra und Mohammed, geboren. Ich frage Zahra, wie es für sie war, in der Hülsenbruchstraße anzukommen. „Ich habe mich zum ersten Mal in meinem Leben sicher gefühlt“, antwortet sie. Vielleicht auch das ein Grund dafür, dass sie nur zögerlich den Schritt in eine eigene Wohnung wagen konnte.

Zahra ist Muslima. „Auf der Flucht haben wir unser Leben in Gottes Hand gelegt“, sagt sie. Womit sie nicht weiterleben konnte, waren die strikten Traditionen. „Es war immer jemand da, der mich überwacht, sich in mein Leben eingemischt und alles bestimmt hat.“ Das will sie auf keinen Fall für ihre Tochter. Neda soll selbst entscheiden, was sie vom Leben will. Seit April haben die Mansuris eine eigene Wohnung im Ostviertel. Wie es jetzt weitergeht? Deutsch lernen. Für Zahra, die nie eine Schule besuchen durfte, eine Herausforderung. Arbeit finden. Im Übergangswohnheim hat Mohammed als Ein-Euro-Job die Bäder und Toiletten geputzt. Und einen Wunsch gibt es noch: „Eine zweite Hochzeit mit einem Brautkleid und einer richtigen Feier. Das alles konnten wir ja nicht haben“, sagt Zahra und lächelt.

Julia Fiedler

Das Angebot der Kindertagesbetreuung steht denjenigen Flüchtlingskinder offen, deren Familien in Zeltdörfern untergebracht waren oder in Übergangswohnheimen leben.

Zum Hintergrund:

Die Kindertagesbetreuung für Flüchtlinge

Das multiprofessionelle Team der Kindertagesbetreuung für Flüchtlinge des Diakoniewerks Essen betreut seit Herbst 2015 in regelmäßigen Gruppenangeboten Kinder unter sechs Jahren in Übergangswohnheimen und in den mittlerweile geschlossenen Zeltdörfern.

Die Betreuungsangebote fanden zu Beginn 2017 an fünf Standorten in Essen statt. Im Gemeindezentrum Hattramstraße in Karnap, in den Räumlichkeiten der Erlöserkirche (für Familien aus dem Übergangswohnheim Am Funkturm) sowie in den Übergangswohnheimen Hülsenbruchstraße in Altenessen, Worringstraße in Burgaltendorf und Auf'm Bögel in Haarzopf. Da die Wohnheime in der Worringstraße und Auf'm Bögel zum Sommer 2017 geschlossen werden, endet dort auch die Betreuung. Neue Betreuungsangebote gibt es ab Juni 2017 in den Wohnheimen Ruhrtalstraße in Kettwig und Papestraße in Holsterhausen.

Darüber hinaus ist das Team mobil unterwegs und hält den Kontakt zu Familien, die zwischenzeitlich in Wohnungen gezogen sind. Viele dieser Kinder besuchen weiterhin die Spielgruppen, was zeigt, dass das Angebot angenommen und benötigt wird.

Da gerade im Hinblick auf die Sprachförderung der Bedarf an Betreuung ungebrochen hoch ist, wird das Team ab Juni von acht auf zehn Mitarbeitende erweitert. Ziel ist es, die Versorgung der Kinder in den Übergangswohnheimen sicherzustellen und von hier aus Brücken in den jeweiligen Stadtteil zu schlagen – etwa zu den KiTas vor Ort. Gleichzeitig aber sollen auch geflüchtete Familien, die in Wohnungen leben, durch die Betreuungsformen und die Vermittlung in weiterführende Angebote unterstützt werden.

Über ihre Aktivitäten in der Kirchengemeinde in Burgaltendorf entstand bei Erzieherin Christiane Struzek die Motivation, sich im Übergangswohnheim Worringstraße für Flüchtlinge zu engagieren.

Vier Jahre Ehrenamt für Flüchtlinge: „Ich helfe halt."

Christiane Struzek war schon immer in der Kirchengemeinde aktiv. So wie viele ihrer Freundinnen, die alle zusammen ihr Christsein als Handlungsaufforderung verstehen, etwas zu verändern. Als sie 2013 in den sozialen Netzwerken aus ihrem Heimatstadtteil Burgaltendorf zunehmend ausländerfeindliche Parolen vernahmen, beschlossen sie, etwas zu tun. „Natürlich hätten wir uns auch direkt auf eine Diskussion im Netz einlassen können", erklärt Christiane Struzek, „aber das war nicht so unser Ding." Stattdessen gründete sie mit zwei Freundinnen, Simone Maahs-Mertes und Sandra Dündar, den ökumenischen Arbeitskreis Worringstraße, der damit zu einem Gemeinschaftsprojekt der katholischen Herz-Jesu Gemeinde und der evangelischen Jesus-lebt-Gemeinde in Essen-Burgaltendorf wurde.

In der Worringstraße steht eines der größeren Übergangswohnheime in Essen, in dem zwischenzeitlich 170 Menschen aus verschiedensten Nationen untergebracht waren, darunter viele Familien mit Kindern. Hauptsächlich stammen diese aus dem Kosovo und aus Albanien, aber ab 2015 kamen auch Menschen aus Afghanistan, Pakistan, Syrien und Eritrea.

Café, Kleiderkammer, Alltagshilfe – viele Hände können sich einbringen

Vor vier Jahren, noch vor der großen Flüchtlingsbewegung, nehmen Christiane Struzek und ihre Mitstreiterinnen Kontakt zu Dirk Berger auf, der zu diesem Zeitpunkt für die Flüchtlingsberatung des Diakoniewerks für das Heim in der Worringstraße zuständig ist. Gemeinsam wollen sie ausloten, was Sinnvolles zu tun ist. Schon bald finden sich auch über die Gemeinden hinaus noch mehr Menschen, die mitmachen und helfen wollen. So entstehen in der Worringstraße ein regelmäßiges Café und eine Spielgruppe. Der Arbeitskreis richtet eine Kleiderkammer ein, die dank der guten Zusammenarbeit mit der Kleidersammlung des Diakoniewerks fortlaufend mit Nachschub versorgt wird. Gemeindemitglieder begleiten Geflüchtete zu Ämtern oder Ärzten, leisten Unterstützung im Alltag und bei Antragstellungen oder geben Deutschstunden. Christiane Struzek, im Hauptberuf Erzieherin in der Grundschule, übernimmt, was naheliegt – die Schulbetreuung. Sie spricht mit Lehrern und Schulleitungen, meldet Kinder an, vermittelt zwischen Schule und Familien und sorgt dafür, dass zum Schulbeginn alle schulpflichtigen Kinder aus dem Übergangswohnheim einen Tornister mit entsprechendem Inhalt haben.

2014 gewinnt der ökumenische Arbeitskreis für sein Engagement den von der Caritas-Stiftung im Bistum Essen ausgerufenen Caritas Sozialpreis.

Es macht einfach Spaß mit den Kindern

2017 ist es leer geworden im Übergangswohnheim. Viele Familien mussten zurück in ihre alte Heimat, oft mit zweifelhafter Perspektive. Andere Familien konnten mittlerweile in eine eigene Wohnung ziehen. Der Kreis der aktiven Helferinnen und Helfer ist demzufolge kleiner geworden. Noch immer aber leitet Christiane Struzek gemeinsam mit einer Gruppe Zehntklässlern jeden Dienstag für zwei Stunden einen offenen Spieletreff in der Worringstraße. Nach wie vor gibt es die Kleiderkammer und eine Hausaufgabenbetreuung. „Fast alle von uns kümmern sich weiterhin um einzelne Familien", erzählt Christiane Struzek.

Warum sie das alles macht, frage ich sie und sie schaut irritiert. So, als ob das keine Frage wäre, sondern das Selbstverständlichste der Welt. „Ich helfe halt", antwortet sie und zuckt mit den Schultern. Keine großen Worte. Lieber viele kleine Taten. „Wir kommen doch alle aus der Gemeinde", sagt sie. Heißt so viel wie: Wer einen Jugendtreff im Gemeindezentrum organisiert hat, der kann auch eine Spielgruppe im Übergangswohnheim in Gang bringen.
Julia Fiedler

Neuer Aufgabenbereich: Katrin Hotze erwarb an der Uni Düsseldorf das Zertfikat als Prozessbegleiterin.

Psychosoziale Prozessbegleitung: Erste Begleiter der Diakonie starten in NRW

Die Prüfung ist bestanden, jetzt kann es richtig losgehen. Nach einem Jahr zusätzlichen Studiums starten die ersten Sozialpädagogen der Diakonie mit der Psychosozialen Prozessbegleitung. Sie bieten Opfern schwerer Gewalttaten nun soziale Unterstützung in Gerichtsverfahren an. Katrin Hotze vom Diakoniewerk Essen hat schon ihre ersten Klienten betreut.

Das Zertifikat als Psychosoziale Prozessbegleiterin hat Katrin Hotze schon in der Tasche. Doch auf die Möbel für ihr neues Büro wartet die Mitarbeiterin des Diakoniewerks Essen noch. „Ich bin startklar", sagt sie, „und freue mich auf diese neue, spannende Arbeit." Katrin Hotze gehört zu den ersten 30 Prozessbegleitern, die das einjährige Studium an der Universität Düsseldorf beendet haben und nun in Nordrhein-Westfalen Menschen vor Gericht begleiten, die Opfer schwerer Gewalttaten geworden sind. In diesem Jahr wollen 14 diakonische Träger in NRW mit dem neuen Angebot starten.

Was auf Katrin Hotze als Prozessbegleiterin zukommen wird, hat sie nicht nur im Studium anhand zahlreicher Fallbeispiele gelernt. Sie konnte bereits ihre erste Klientin in einem Strafprozess betreuen. „Die Frau hat schlimme Gewalterfahrungen gemacht und war sehr ängstlich und verunsichert, weil sie vor Gericht gegen den Täter aussagen musste", erzählt die 37-jährige Pädagogin, die seit 2001 beim Diakoniewerk Essen beschäftigt ist. „Ich habe ihr genau erklärt, was sie im Prozess erwartet, sie zu den Terminen von zuhause abgeholt und neben ihr im Gericht gesessen", berichtet sie. „Bei ihrer Zeugenaussage konnte meine Klientin dem Täter zum Schluss sogar selbstbewusst in die Augen schauen. Das hat sie stolz gemacht."

Opfer stabilisieren, Retraumatisierung verhindern

Seit Januar 2017 können minderjährige Opfer schwerer Sexual- und Gewaltstraftaten sowie besonders schutzbedürftige Erwachsene bei den Gerichten einen Antrag auf kostenlose Prozessbegleitung stellen. Laut der aktuellen Kriminalstatistik waren 2015 in NRW allein 2.617 Kinder und 1.366 Jugendliche Opfer von Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung. Die psychosoziale Unterstützung während des Verfahrens soll dazu beitragen, sie zu stabilisieren und eine Retraumatisierung durch die juristische Befragung und Konfrontation mit dem Täter zu verhindern.

„Das ist ein Meilenstein im Opferschutz", betont Sabine Bruns, Referentin für Straffälligenhilfe bei der Diakonie RWL. Auch sie gehört zu den ersten Absolventen des neuen Studiums zum Psychosozialen Prozessbegleiter an der Universität Düsseldorf. In NRW wollen die 19 Landgerichtsbezirke mit mindestens jeweils zwei Psychosozialen Prozessbegleitern starten. Nach Einschätzung des Justizministeriums soll langfristig für NRW ein Pool mit insgesamt 300 Begleitern aufgebaut werden.

Blickt mit Sorge auf die Auswahl der Prozessbegleiter: Sabine Bruns, Referentin für Straffälligenhilfe der Diakonie RWL.

Unabhängigkeit der Beratung gefährdet

Alle sollen eigentlich Mitarbeitende eines Wohlfahrtsverbandes sein. Ein Blick auf die Liste der ersten Prozessbegleiter zeigt allerdings ein anderes Bild. „Die Oberlandesgerichte haben bereits 90 Prozessbegleiter anerkannt, obwohl noch nicht alle mit der Ausbildung fertig waren“, erklärt Sabine Bruns. „25 von ihnen sind Beamte aus dem ambulanten sozialen Dienst der Justiz, 14 sind Freiberufler.“

Eine Auswahl, die der Expertin für Straffälligenhilfe Sorge bereitet. „Wenn Justizbeamte, die sonst Straftäter begleiten, nun auch für die Opfer zuständig sind, kommt es schnell zu einem Interessenskonflikt“, so Bruns. „Die Unabhängigkeit der Beratung ist nicht gewährleistet und das finde ich problematisch.“

Allerdings wird es für die Gerichte günstiger, die eigenen Justizbeamten als Prozessbegleiter beizuordnen, so die Vermutung der Diakonie RWL-Referentin. Schließlich müssen sie die Prozessbegleiter der Wohlfahrtsverbände extra bezahlen.

Soziale Vernetzung besonders wichtig

Bruns befürchtet nun eine ungute Konkurrenzsituation zu Lasten der Sozialverbände. „Dabei sind ihre Prozessbegleiter für das neue Tätigkeitsfeld besonders geeignet, weil sie in ein breites Netz an Hilfen für Gewaltopfer eingebunden sind“, beobachtet Sabine Bruns.

Bei Katrin Hotze etwa war es die Frauenberatungsstelle, die ihr den ersten Fall vermittelte. Die Begleitung vor Gericht bezeichnet sie als kleinsten Teil ihrer Arbeit. Sie musste für ihre Klientin, die kaum Deutsch sprechen konnte, einen Dolmetscher engagieren, klären, wie sie zum Gericht kommt und dabei die Betreuung ihrer kleinen Kinder im Blick haben. „Die Frau lebt sozial sehr isoliert, ist traumatisiert und braucht Unterstützung, um ihren Alltag bewältigen zu können“, betont sie. Auch dabei hat Karin Hotze geholfen – und zudem eine Therapie angeregt.

Insgesamt zieht sie eine positive Bilanz ihrer ersten Prozessbegleitung. „Richter und Anwälte waren froh, dass ich die Zeugin im Verfahren begleitet habe“, sagt sie. „Alle haben am Ende betont, wie hilfreich der neue bundesweite Rechtsanspruch auf eine soziale Unterstützung vor Gericht ist.“
Sabine Damaschke, Diakonie RWL

Martin Moritz, pixelio.de

Zum Hintergrund:

Psychosoziale Prozessbegleitung bietet individuelle Begleitung für Opfer schwerer Straftaten

Opfer einer schweren Straftat können während des Strafverfahrens die Psychosoziale Prozessbegleitung des Diakoniewerks Essen in Anspruch nehmen. Diese bietet Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen – und auch deren Angehörigen – eine intensive Begleitung und konkrete Unterstützung von der Anzeigenerstattung bis zum Prozessabschluss.

Die Psychosoziale Prozessbegleitung kann bereits im Ermittlungsverfahren beim zuständigen Amtsgericht beantragt und eine Begleitperson nach Wahl vorgeschlagen werden. Die Inanspruchnahme ist freiwillig, kostenfrei und prozessneutral, da das Tatgeschehen und strafrechtlich relevante Sachverhalte nicht thematisiert werden.

Das Angebot der Psychosozialen Prozessbegleitung:

- umfassende und altersgerechte Informationen über die Abläufe bei polizeilichen Ermittlungen und über das Strafverfahren
- individuelle Unterstützung beim Umgang mit Justizbehörden und bestmögliche Vorbereitung auf alle Stadien des Strafverfahrens
- konkrete Entlastung und Stärkung in Bezug auf das Strafverfahren
- persönliche Begleitung bei Vernehmungen und während der Wartezeiten
- bei Bedarf Einbindung der Familie und Unterstützung der Angehörigen
- auf Wunsch gezielte Vermittlung in weitergehende Hilfs- und Beratungsangebote

Katja Butterweck

„Hier kann ich wirklich ich sein“

Altenpflege hat mehr zu bieten als ihr Ruf

So richtig wusste Katja Butterweck lange nicht, wohin die Reise beruflich gehen sollte. Schulpraktika hat sie allesamt in Bürojobs absolviert, fand es dort auch ganz nett. Aber reicht nett als Berufung? Keine leichte Entscheidung. Um ihr Taschengeld aufzubessern, nahm sie einen Job in der Hauswirtschaft im Seniorenzentrum Margarethenhöhe des Diakoniewerks Essen an. Altenpflege war für sie bis dahin nie ein Thema gewesen. Doch der Umgang mit den älteren Bewohnerinnen und Bewohnern machte ihr Spaß und als Einrichtungsleiterin Bettina Mayer, die das gut beobachtet hatte, sie schließlich ansprach, ob sie sich nicht eine Ausbildung zur Altenpflegerin vorstellen könne, kam Katja Butterweck ernsthaft ins Grübeln.

Altenpflege ist ein Team-Job

Sie wagt den Schritt und hat ihn bis heute, vier Jahre nach Abschluss ihrer Ausbildung, nicht bereut. „Dieser Beruf passt zu mir. Hier muss ich mich nicht verstellen, sondern kann ich selbst sein.“ Schon die Ausbildung gefällt ihr. „Ich habe viel gelernt“, sagt sie, „und zwar sowohl in der Schule als auch vor Ort in den Einrichtungen.“ Theorie meets Praxis. Eine gute Mischung. „Gerade die Tipps und das Wissen der älteren, erfahrenen Kolleginnen und Kollegen, haben mir sehr geholfen.“ Altenpflege ist ein Team-Job, die gegenseitige Unterstützung ist wichtig. Wie man zum Beispiel damit umgeht, wenn zu Pflegende einem mit körperlicher Abwehr und Beleidigungen begegnen, kann man nicht allein in der Schule lernen.

Auch das ist ein Grund dafür, warum Katja Butterweck sich zur Praxisanleiterin hat ausbilden lassen. „Ich will die Verbindung zum Nachwuchs halten.“ Das ist für sie ganz klar eine Gewinnsituation für beide Seiten. Die Auszubildenden werden während ihrer Praxiseinsätze verlässlich betreut und für die Einrichtung hat es über die Personalbeschaffung hinaus den Vorteil, immer weiter mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen und Entwicklungen konfrontiert zu werden.

Zuverlässig, ordentlich und organisiert. Das sollten Menschen, die in der Altenpflege arbeiten wollen schon sein, meint Katja Butterweck. Neben der Lust, mit Menschen zu arbeiten – wozu nicht nur die zu Pflegenden gehören, sondern auch deren Angehörige.

Katja Butterweck ist 26 Jahre alt und arbeitet seit 2014 als Altenpflegerin im Seniorenzentrum Margarethenhöhe. Im Herbst 2016 hat sie Ihre Ausbildung als Praxisanleiterin abgeschlossen.

Der Papierkram ist doch ein toller Ausgleich

Den Papierkram, über den viel geklagt wird, findet sie gar nicht so schlimm. So ein bisschen Bürojob steckt halt doch noch in ihr. „Pflegedokumentationen, Pflegeplanungen, Bestellungen – für mich ist das ein toller Ausgleich zur praktischen Arbeit“, sagt sie.

Auch der Schichtarbeit kann sie positive Seiten abgewinnen. „So kann ich beispielsweise Arzttermine wahrnehmen, wenn die Praxen nicht so voll sind“, erzählt sie. Natürlich kollidieren Dienste immer mal wieder mit dem Privatleben. „Ich bin ein großer Familienmensch“, sagt die 26-Jährige, „aber zum Glück arbeite ich in einem Team, wo es durchaus möglich ist, Dienste zu tauschen und das Bemühen vorherrscht, für alle einen guten Kompromiss zu finden.“

Erfahrungen sammeln, die weiterhelfen

Ob sie sich Pflege bis zur Rente vorstellen kann? Da ist sie ganz ehrlich. „Ich habe großen Respekt vor den Kolleginnen und Kollegen, die das durchziehen. Ich persön-

Name: Katja Butterweck
Alter: 26
Beruf: Altenpflegerin
Arbeitgeber: Seniorenzentrum Margarethenhöhe
Träger: Diakoniewerk Essen

lich möchte auf jeden Fall im pflegerischen Bereich bleiben, die direkte Pflege jedoch nicht bis zu Rente ausüben. Ich denke, einige Jahre Berufserfahrung zu sammeln, wird mir nicht schaden. Im Gegenteil: um höhere Positionen zu erwerben, sollte man auch wissen, wovon man spricht – und es gibt jede Menge Möglichkeiten sich weiterzubilden."

Glücksmomente während der Arbeit? Da gibt es viele, sagt Katja Butterweck. Für Menschen, die in eine Pflegeeinrichtung ziehen, fängt meistens der letzte Lebensabschnitt an. „Mir macht es einfach Freude zu sehen, dass sie auch hier noch glückliche Monate und Jahre mit uns verbringen können."

Julia Fiedler

Gute Arbeit – Gute Pflege

Fachkräfte gewinnen und binden: eine Gemeinschaftsinitiative ambulanter und stationärer Träger stellt sich dieser Herausforderung in der Altenpflege.

„Gute Arbeit – Gute Pflege" ist das Nachfolgeprojekt der Fachkräfteinitiative „Wir können Pflege!". Anliegen des Projekts ist es, gemeinsam als Träger stationärer Pflege und ambulanter Dienste aufzutreten und einen aussagekräftigen Gegenentwurf zu dem verbreiteten Klischee zu liefern, dass Pflege ein wenig attraktiver Beruf mit geringen Chancen sei.

Über die eigene Homepage, mittels Videos und Fotoporträts, Kinospots, Plakat- und Rundfunkkampagnen sowie vielen Informationen rund um den Altenpflegeberuf, will die Initiative zeigen, dass sich hinter der Altenpflege sehr wohl ein vielseitiges Tätigkeitsfeld offenbart, das mannigfaltige Wege zur beruflichen Weiterentwicklung bereit hält.

Katja Butterweck aus unserem Seniorenzentrum Margarethenhöhe ist kein Einzelfall. Auszubildende und Pflegekräfte, die im Rahmen des Projekts zu Wort kommen und von ihrer täglichen Arbeit berichten, machen deutlich, dass es durchaus viele Menschen gibt, die in der Altenpflege ihren Traumjob entdecken und ein gutes Sprungbrett für ein berufliches Fortkommen sehen. Entscheidend dabei ist, dass sie in den Praxisphasen vor Ort einen lebensnahen Einblick in diesen Beruf bekommen und auf Arbeitgeber und Ausbildungsstätten stoßen, die Engagement fördern und auf Personalentwicklung setzen. Ist diese Voraussetzung gegeben, werden Mitarbeitende gerne zu Markenbotschaftern ihres Berufes.

„Gute Arbeit – Gute Pflege" zeigt auf, dass es gute Arbeitsbedingungen in der Pflege gibt. Doch das Projekt will nicht nur aufzeigen, was schon gut ist. Aus den Antworten auf Fragen wie: Welche Ausbildungskonzepte gibt es in den Einrichtungen? Wie unterstützen die Arbeitgeber die berufliche Entwicklung von Mitarbeitenden? Wie ist der Umgang zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitenden? Welche Unterstützungs- und Vorsorgeangebote gibt es? Was wird getan, dass Mitarbeitende auf ihre Gesundheit achten? Welche Konzepte zur Familienfreundlichkeit halten die Einrichtungen und Dienste vor? sollen Arbeitgeberprofile geschärft, Fort- und Weiterbildungsangebote verbessert und neue Karrierewege entwickelt werden.

Projektpartner von „Gute Arbeit – Gute Pflege" sind die folgenden zehn Träger und Dienste aus Bottrop, Gelsenkirchen, Essen und Recklinghausen: Adolphi-Stiftung, Essen; APD Ambulante Pflegedienste Gelsenkirchen GmbH; AWO Bezirk Westliches Westfalen; Diakoniestationen Essen; Diakoniewerk Essen; Diakonisches Werk Gladbeck-Bottrop-Dorsten; Diakonisches Werk im Kirchenkreis Recklinghausen; Gelsenpflege Der ambulanter Pflegedienst in Gelsenkirchen; HHK Häusliche Humane Krankenpflege, Gelsenkirchen; SHD Der Pflegedienst, Gelsenkirchen sowie die Agenturen für Arbeit der Städte und die Wirtschaftsförderungen. Koordinator ist die Konkret Consult Ruhr.

Finanziert wird die Initiative zur Hälfte von den teilnehmenden Unternehmen und Institutionen und zur anderen Hälfte aus Fördermitteln des Ministeriums für Arbeit, Integration und Soziales in Nordrhein Westfalen sowie aus dem Europäischen Sozialfond in Nordrhein-Westfalen. Das Projekt ist im April 2016 gestartet und hat eine Laufzeit von zwei Jahren.

Weiterführende Infos gibt's im Internet unter:
www.gute-arbeit-gute-pflege.de
www.facebook.com/Pflegekannwas

Zahlen, Daten, Fakten.

Diakoniewerk Essen e.V. (24 Mitarbeitende, 21 Ehrenamtliche)

- **Qualitätsmanagement**
- **Öffentlichkeitsarbeit**
- **Bauprojekte**
- **Soziale Projekte**
- **Fortbildung**
- **Fachberatung für Kindertageseinrichtungen**
- **Soziale Servicestelle**
- **Ferienfreizeiten**
- **Freizeithaus Bremervörde**
- **Bahnhofsmission Essen**
- **Koordination Ehrenamt in der Flüchtlingshilfe**
- **Grüne Damen und Herren**
- **Seniorenwohnungen Warthestraße**
  · 16 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Kray**
  · 23 Apartments für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Esmarchstraße**
  · 24 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen „Am Frommen Joseph“**
  · 16 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenwohnungen Margarethenhöhe**
  · 3 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
- **Residenz an der Pieperbecke**
  · 62 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren

Diakoniewerk Essen Dienstleistungs- und Verwaltungsgesellschaft mbH (51 Mitarbeitende)

- **IT-Abteilung**
- **Abteilung Controlling**
- **Abteilung Finanzbuchhaltung**
- **Abteilung Personal- und Sozialwesen**
- **Abteilung Liegenschaften und Beschaffung**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Jugend- und Familienhilfe GmbH (424 Mitarbeitende, 178 Ehrenamtliche)

Kinder- und Jugendhilfe:

- **Aufnahmeheim und Jugendschutzstelle**
  · 19 Plätze Jugendschutz, Inobhutnahme, Clearing
  · 10 Plätze für Frauen und Frauen mit Kindern
- **Karl-Schreiner-Haus**
  · 96 Plätze für Kinder und Jugendliche im Stammhaus, in Tagesgruppen, Außenwohngruppen und Intensivgruppe, sowie die Schulprojekte Off-Road und Team Mobilé
- **Clearingstelle newland**
  · 25 Plätze für unbegleitete minderjährige männliche Asylsuchende
- **Fritz-von-Waldthausen-Zentrum**
  · 24 Wohnplätze für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche

Soziale Dienste:

- **Erziehungsberatungsstelle Essen-Borbeck**
- **Ambulante Hilfen zur Erziehung**
- **Lernförderung**
- **Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung**
- **Schulbezogene Jugendsozialarbeit**
- **Jugendgerichtshilfe**
- **Stadtteilprojekt Altendorf/BlickPunkt 101**

Migration und Flucht

- **Flüchtlingsberatung**
- **Migrationsberatung**
- **Integrationsagentur**

Hilfen für Hörgeschädigte:

- **Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler**
  · 230 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
  · 50 Plätze in Wohngruppen im CJD Zehnthof Essen
- **Fritz-von-Waldthausen-Zentrum**
  · 61 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Kindertageseinrichtungen mbH (203 Mitarbeitende, 21 Ehrenamtliche)

- **Inklusive Kindertagesstätte „Lummerland“ (Überruhr)**
  · 4 Gruppen für insgesamt 71 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte „Wühlmäuse“ (Horst)**
  · 3 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte „Kunterbunt“ (Bergmannsfeld)**
  · 5 Gruppen für insgesamt 85 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte „Vogelweide“ (Freisenbruch)**
  · 3 Gruppen für insgesamt 55 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte „Arche Noah“ (Überruhr)**
  · 2 Gruppen für insgesamt 49 Kinder ab 3 Jahren
- **Kindertagesstätte „Himmelszelt“ (Rellinghausen)**
  · 4 Gruppen für insgesamt 90 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte „Regenbogenland“ (Kupferdreh)**
  · 4 Gruppen für insgesamt 87 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte Helmertweg (Bredeney)**
  · 2 Gruppen für insgesamt 44 Kinder ab 4 Monaten
- **Inklusive Kindertagesstätte und Familienzentrum Am Brandenbusch (Bredeney)**
  · 3 Gruppen für insgesamt 53 Kinder ab 4 Monaten

Am Rande notiert: Die Erziehungsberatungsstelle Borbeck führte mehr als 400 Beratungsverfahren durch. · Im Rahmen der Ambulanten Hilfen zur Erziehung wurden mehr als 130 Familien unterstützt. · Von der Lernförderung wurden insgesamt rund 850 Kinder betreut. · Die Jugendgerichtshilfe war an über 700 Verfahren beteiligt. · Der BlickPunkt 101 zählte durchschnittlich rund 250 Besucher pro Woche. · Die Flüchtlingsberatung betreute knapp 1.200 Menschen in

Stand: 31.12.2016

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gefährdetenhilfe GmbH (191 Mitarbeitende, 68 Ehrenamtliche)

Hilfen für Gefährdete und Wohnungslose:

Im Sozialzentrum Maxstraße:

- **Zentrale Beratungsstelle für wohnungslose Männer im Sozialzentrum Maxstraße**
- **„Die Insel“: Kontakt- und Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen**
- **Essener Kleiderkammer**
- **Straffälligenhilfe und Fachstelle zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit**
- **Suchtberatung**
- **Gesetzliche Betreuungen/Eigengeldkonten**

- **Notübernachtungsstelle Lichtstraße**
  · 58 Übernachtungsplätze für wohnungslose Menschen.
- **Haus Wendelinstraße**
  · 55 Plätze für Frauen und Männer mit besonderen sozialen Problemen inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Immanuel**
  · 49 Plätze für Frauen und Männer, die keinen eigenen Haushalt versorgen können

Hilfen für Menschen mit psychischer Erkrankung:

- **Haus Laarmannstraße**
  · 36 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung inklusive Außenwohngruppe
- **Haus Esmarchstraße**
  · 34 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Haus Prosperstraße**
  · 19 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
- **Werkstatt „Am Ellenbogen“**
  · 13 Arbeitsplätze für Menschen mit psychischer Erkrankung

Hilfen zum selbstständigen Wohnen

- **Kindertagesstätte „Regenbogen“ (Schonnebeck)**
  · 3 Gruppen für insgesamt 54 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindervilla am Laurentiusweg (Steele)**
  · 2 Gruppen für insgesamt 43 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte Pusteblume (Werden)**
  · 5 Gruppen für insgesamt 99 Kinder ab 4 Monaten
- **Kindertagesstätte Grevelstraße (Frohnhausen)**
  · 2 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 3 Jahren
- **Kindertagesstätte und Familienzentrum Postreitweg (Frohnhausen)**
  · 5 Gruppen für insgesamt 95 Kinder ab 4 Monaten
- **Fachberatung Kindertagespflege**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit und Beschäftigung AiD mbH (57 Mitarbeitende)

- **Betriebsstätte Möbelbörse im Beschäftigungszentrum Hoffnungstraße**
- **Betriebsstätte Containerleerung/Altkleidersortierung/Hausabholung**
- **Diakonieladen Mitte**
- **Altendorfer Diakonieladen**
- **Diakonieladen Katernberg**
- **Diakonieladen Kray**
- **Diakonieladen Lindenallee**
- **Diakonieladen Frohnhausen**
- **Diakonieladen Schwanenbusch**
- **Diakonieladen Borbeck**
- **Church: Restaurant & Depot**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Behindertenhilfe GmbH (109 Mitarbeitende, 4 Ehrenamtliche)

- **Haus Baasstraße**
  · 20 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Haus Rüselstraße**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Johannes-Böttcher-Haus**
  · 40 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
- **Wilhelm-Becker-Haus**
  · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
  · 8 Plätze für Menschen mit zusätzlicher Hörbehinderung
  · 8 Plätze in der Clearing-Stelle
- **Kunstwerkstatt**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Senioren- und Krankenhilfe GmbH (278 Mitarbeitende, 181 Ehrenamtliche)

Stationäre Altenhilfe/Pflege:

- **Altenzentrum Kray**
  · 80 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Seniorenzentrum Margarethenhöhe**
  · 120 Plätze für Seniorinnen und Senioren
- **Heinrich-Held-Haus**
  · 80 Plätze für pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren mit und ohne geistige/r Behinderung

Offene Seniorenarbeit:

- **Senioren- und Generationenreferat**
- **Zentrale Pflegeberatung**

Diakoniewerk Essen

Zahlen, Daten, Fakten.

Übergangswohnheimen und rund 1.700 Menschen im Privatwohnbereich. · Mehr als 1.500 von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen haben ihre Postanschrift im Sozialzentrum Maxstraße. · Die Straffälligenhilfe begleitete mehr als 1.400 Personen im Rahmen von „Arbeit statt Haft“. · Die Essener Kleiderkammer gab fast 50.000 Kleidungsstücke aus.· Im Rahmen der AiD-Kleidersammlung wurden rund 750 Tonnen Kleidung gesammelt.

RückBlick 2016

Januar: Matthias Hauer MdB neu im Vorstand

Februar: Beckmann spielt Cello für Wohnungslose

März: Diakonieladen Borbeck offiziell eröffnet

März: Frintroper Kickers gewinnen Jubiläumsturnier

April: Frank Wenzel übernimmt Wilhelm-Becker-Haus

April: 1. Fachtagung Palliativversorgung

Mai: Sparda-Bank unterstützt Haus Wendelinstraße

Juni: Petra Braun übernimmt Bereichsleitung Migration und Flucht

Juni: Flüchtlingsberatung eröffnet neuen Sitz

Juni: Mädchengruppe feiert 10-jähriges Bestehen

Oktober: Diakoniewerk präsentiert neues Leitbild

Juli: Ministerin Kampmann besucht Brückenprojekt

November: Stefan Behmann leitet neues Hörgeschädigtenzentrum

November: Auftakt des SeneX-Projekts

November: Kontaktstelle Ehrenamt für Flüchtlinge eröffnet

November: KiTa „Regenbogen“ eröffnet Neubau

Dezember: Clearingstelle newland feiert ersten Geburtstag

Diakoniewerk Essen